

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 13 (2006)
Heft: 147

Artikel: Wer sich zu Hause nicht zu Hause fühlt
Autor: Slgner, Davis
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-885191>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WER SICH **ZU HAUSE** **NICHT ZU HAUSE FÜHLT**

Kulturschaffen und Migration haben mehr gemeinsam, als man denkt. Künstlerinnen und Künstler sind oft Grenzgänger. Selbst im eigenen Land. *von David Signer*

6 Kultur und Migration gehören insofern zusammen, als es viele migrierende Kulturschaffende gibt. Zum Teil reisen sie in ein anderes Land oder leben dort, weil sie aus neuen Eindrücken Inspiration schöpfen. Manche sind aber auch zur Migration gezwungen, weil sie im eigenen Land kein Auskommen finden oder sogar um ihre Freiheit oder ihr Leben fürchten müssen, weil sie mit ihren Werken Anstoss erregen. Aber vielleicht gibt es noch einen tieferen Zusammenhang. Vielleicht ist es nicht nur zufällig, nicht nur wegen der individuellen Vorlieben oder schwierigen Umständen, dass so viele Künstlerinnen und Künstler unterwegs sind. Vielleicht besteht per se eine untrennbare Verbindung zwischen Kultur und Fremdsein.

Handel und Wandel

Hier muss man etwas ausholen. In der Ethnologie gibt es eine Theorie, welche das Inzestverbot und die Entstehung der Kultur verbindet. Was heisst «Inzestverbot»? Freud nahm noch an, das Inzestverbot sei etwas exklusiv Menschliches. Heute wissen wir, dass es zumindest auch bei Primaten vorkommt und eine genetische Grundlage hat. Der wesentliche Mechanismus ist, dass eine Vertrautheit von Kindsbeinen an offenbar der sexuellen Anziehung abträglich ist. Erotik hat mit Fremdheit zu tun. Formuliert man das Inzestverbot positiv, heisst es: Suche dir deinen Liebsten oder deine Liebste ausserhalb der Gruppe derer, die du schon natürlicherweise liebst. Das wäre dann quasi nicht Natur-Liebe, sondern Kultur-Liebe. Das Spezielle beim Menschen ist, dass die natürliche Tendenz, sich ausserhalb der eigenen Gruppe zu paaren, zu einer Vorschrift ausgeweitet und formalisiert wurde, die je nach Gesellschaft die Grenzen verschieden setzt. Diese so genannte Exogamierregel schreibt beispielsweise in vielen traditionellen Gesellschaften vor, dass man seine

Frau oder seinen Mann ausserhalb des eigenen Clans oder des eigenen Dorfes suchen muss. Kurz: Da das Inzestverbot die Menschen dazu bringt, ihre Sexualpartner ausserhalb der Familie zu suchen, müssen und wollen sie Kontakte zu Fremden aufnehmen. Kultur ist in gewisser Weise nichts anderes als diese erweiterte Kommunikation, «erweitert» im Sinne von: über die Grenzen der eigenen Gruppe hinaus, die dieselben selbstverständlichen Normen teilt.

Heute sind den Liebesverbindungen kaum mehr Grenzen gesetzt, und interkulturelle Beziehungen sind nicht nur eine Folge der Globalisierung, sondern fördern sie auch. Sexualität hat mit Grenzüberschreitung zu tun und führt zu einer Ausweitung des Austauschs auf allen Ebenen: Körpersäfte, Chromosomensätze, Wörter, Sprachen, Informationen, Ideen, soziale Netze, Geld, Waren, Ressourcen. Handel und Wandel, wie man so schön sagt. Die beiden hängen zusammen, denn auch Handel lebt, ebenso wie Kommunikation und Erotik, von der Differenz: Alle drei machen nur Sinn, wenn der eine etwas hat, was der andere nicht hat. Und in diesem Sinne machen sie Fremdheit zu etwas Positivem und führen zu gegenseitiger Durchdringung und Befruchtung, also Wandel.

Vertrautem misstrauen

Was für die Kultur im Allgemeinen gilt, gilt erst recht für Kultur im engeren Sinne, also für Literatur, Kunst, Musik, Theater oder Kino. Immer geht es darum, die Grenzen dessen hinauszuschieben, was ausdrückbar ist. Oder anders gesagt: Das, was vorher fremd, monströs, unsichtbar, chaotisch oder unverständlich war, in die eigene Sprache zu übersetzen, «ansprechende» Bilder dafür zu finden, es ins «Eigene», in «Kultur» zu überführen. Das Paradoxe ist jedoch, dass all das, was wir heute als typisch für die eigene Kultur empfin-



den, von Menschen ausging, die sich hier nicht besonders zu Hause fühlten. Sie waren oft Grenzgänger: Sie standen der eigenen Welt einerseits genug fremd gegenüber, um einen neuartigen Blick auf sie werfen zu können; andererseits waren sie doch integriert genug, um die verstörenden Erfahrungen in einer Art ausdrücken zu können, die zumindest für einige Einheimische verständlich und interessant war. Fremdheit ist also nicht etwas, was den Künstlern bloss zustösst, wenn sie zur Flucht oder Migration gezwungen sind. Oft erleben sie Fremdheit schon zu Hause. Manchmal ist es sogar so, dass sie ausreissen, gerade um dieser Isolation zu entkommen. Wird die subjektive Fremdheit dann zu einer objektiven, ist sie manchmal erträglicher. Dieser Drang, ins Unbekannte vorzustossen, das Vertraute in Frage zu stellen, neue Inhalte und neue Formen zu finden, die permanente Revolution – das wird oft als Kennzeichen der abendländischen Moderne betrachtet.

Wenn sich aber jemand nicht damit begnügt, selbstverständlich in einer Welt zu leben, sondern das Bedürfnis verspürt, sie durch Schrift, Bild oder Ton, nach seiner eigenen Art zu schaffen, sie sich dadurch zugleich anzueignen, zu verfremden und vom Leib zu halten – ist nicht dieser künstlerische Impetus schon Ausdruck einer Entfremdung, einer Distanz, eines gebrochenen Verhältnisses zur angeblichen «Heimat» – also per se subversiv? Um diese existentielle Unbehautheit nachzuempfinden, musste man nicht auf Rimbaud, Jean Genet oder Thomas Bernhard warten; es gab schon im Mittelalter und in der Antike genug Künst-

ler, die sich «zu Hause» nicht zu Hause fühlten, das in ihren Werken ausdrückten und dafür von ihren Zeitgenossen je nach dem mit Hausarrest, Verbannung oder erzwungenem Selbstmord bestraft wurden.

Der Künstler als Alien

Der Künstler als einer, der «fremdelt», wie man in der Schweiz sagt, der das Gefühl hat, er komme von woanders, von weit her, der sich nie ganz dazugehörig fühlt, und daher auch unloyal ist, «fremdgeht» und aus diesen Mesallianzen eigenartige Kinder hervorbringt ... «Ich komme von einem 5 Millionen Lichtjahre entfernten Stern», habe ich einmal in der Roten Fabrik in Zürich auf einer Toilette gelesen, dort wo sich sonst Sex-Sprüche finden. Der Künstler als Alien, mit einer seltsamen Botschaft, die verstört, aufräut, verwirrt, an Vergessenes, Verdrängtes oder Voraussiegendes gemahnt; der Künstler als «agent provocateur», der entschert, freispricht, der wieder verflüssigt, was andere identifiziert, identifiziert haben; der Spion, der Falschspieler, der Zauberdoktor, der eine Wunde aufreist und eine andere verschliesst, mit ein und derselben rätselhaften Geste.

Oft wird einer auch erst in der Fremde zum Künstler, schlichtweg weil es diese Position an seinem Ausgangspunkt gar nicht gab. In weiten Teilen Afrikas beispielsweise existiert so etwas wie «Schriftsteller» oder «Künstler» in unserem Sinne nicht. Aber man muss gar nicht so weit gehen. Es gibt auch «Mikrofremde», bei denen es nur um minimale Ortsveränderungen geht. Roman Signer musste von

Appenzell nach St.Gallen gehen, um sein Ausseidentum zumindest so weit zu reduzieren, dass er zwar nicht als normal betrachtet wurde, aber immerhin in Ruhe arbeiten konnte. Der Witz ist allerdings, dass viele dann von ihrer Herkunft eingeholt werden. Der Nigerianer, der seiner Heimat voller Abscheu den Rücken kehrte und seit 30 Jahren in London lebt, aber bloss immer als «afrikanischer» Künstler, als «Vertreter» der afrikanischen Kunst, ausstellen kann. Obwohl sich in «seinem» Land kein Mensch für seine Arbeit interessieren würde. Umgekehrt gibt es auch «ethnic marketing». Wie viele Bücher, vor allem in den «Dritte Welt»-orientierten siebziger und achtziger Jahren, konnten hier lediglich erscheinen, weil sie den Authentizitätsstempel «Made in Africa» trugen?

Und dann gibt es schliesslich auch Künstler, welche die Nase voll haben vom ewigkritischen Gestus, von der «Outlaw»-Pose, vom zwanghaften «Anders-Sein», und die sich ganz dem Bejahen, dem Konsum, den Medien, dem Populären und Kommerziellen hingeben und trotzdem nicht vom E- in den U-Bereich abstürzen. Aber auch diese Phänomene gehören zum Schicksal des Künstlers als Trickster, als Hermes, als Joker, der befremdet und immer woanders ist, als man meint – «deplatziert» eben.

7

David Signer, 1964, in St.Gallen aufgewachsen, ist Ethnologe. Er arbeitet als Lehrbeauftragter und Wissenschaftsredaktor der «Weltwoche».



Illustration: Gabi Kopp